

FÜRST MEREN
BAND 4

LYNDA S. ROBINSON

DAS HERZ
DES PHARAO



Weltbild

In Memphis, der Stadt des Pharao Tutanchamun, herrschen Angst und Schrecken. Ein Dämon geht um, der die Ägypter – ob arm oder reich – für ihre Sünden straft. Seinen Opfern reißt er das Herz heraus und lässt dafür eine weiße Feder in ihrer Brust zurück. Der Pharao und seine Hohenpriester beschwören in geheimnisvollen Ritualen die Götter, das Unheil von ihrem Land abzuwenden. Fürst Meren, Freund und Berater des Pharao, steht vor einem Rätsel. Ist wirklich die Seelenfresserin Ammit aus der Unterwelt emporgestiegen, oder treibt hier ein böser Mensch sein Unwesen?

»Fürst Meren«-Serie

1. Der Falke des Pharao
2. Der Spion des Pharao
3. Das Auge des Pharao
4. Das Herz des Pharao

Lynda S. Robinson

Das Herz des Pharao

Historischer Kriminalroman

Aus dem Amerikanischen von Irmhild und Otto Brandstädter

Weltbild

Die Autorin

Lynda Robinson hat Anthropologie sowie Archäologie studiert und einige Zeit bei Ausgrabungen im Nahen Osten verbracht. Sie lebt in San Antonio, Texas.

Die amerikanische Originalausgabe von Das Herz des Pharaos erschien 1997 unter dem Titel Eater of Souls bei Walker Publishing Company, Inc., New York.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2018 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1997 by Lynda S. Robinson

Published by Arrangement with Lynda S. Robinson

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2002 by Aufbau Taschenbuch Verlag GmbH, Berlin

Übersetzung: Aufbau Verlag GmbH & Co KG, Berlin 2002 (für die deutsche Übersetzung, deren Erstausgabe im Aufbau Taschenbuch Verlag erschien. Aufbau Taschenbuch ist eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG)

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-727-2

Wenn ein Herausgeber nicht davor zurückschreckt, einen im alten Ägypten spielenden Roman zu veröffentlichen, muss er mutig und gewandt sein, denn es dürfte genügend kritische Stimmen geben, die sich gegen angeblich zu esoterische Themen wehren. Michael Seidman hat diesen Mut bewiesen und das Wagnis unternommen. Darüber hinaus brachte er die Geduld auf, meine Entwicklung als Schriftstellerin zu verfolgen, und war weise genug, mich nicht ernst zu nehmen, wenn ich an mir und meinem Unterfangen selbst zweifelte. Vielen Dank, Michael. Für deine behutsame Führung, deine Erfahrung und vor allem für deine Bereitschaft, es mit dem alten Ägypten, Fürst Meren und mir zu wagen, werde ich dir stets verbunden sein.

Danksagung

Mein Dank gebührt Dr. Charles van Siden für seine überaus wertvolle Hilfe und Unterstützung und meiner guten Freundin Polly Price für die Durchsicht des Manuskripts. Etwaige im Text nicht ausgemerzte Fehler sind mir zur Last zu legen.

Forschen und Schreiben waren die eine Seite. Doch ohne den immensen Arbeitsaufwand von Marlene Tunseth, verantwortlich für Herausgabe und Gestaltung, Krystyna Skalski, künstlerische Leiterin, und Miranda Ottewell, Lektorin, wäre keines der Bücher um Fürst Meren zustande gekommen. Auch JoAnn Sabatino, Matthew Papa, Liza Miller und Theresa D'Orsogna dürfen nicht ungenannt bleiben, denn sie alle haben einen entscheidenden Anteil an der Entstehungsgeschichte der bislang vorliegenden Bände.

Jahr für Jahr erscheint eine Flut von Büchern, und so bedarf es besonderer Hingabe und Erfahrung, jedes einzelne Werk so zu gestalten, dass es sich aus der Menge heraushebt. Alle meine Titel haben durch George Gibson, Verleger des Hauses Walker & Company, intensive Unterstützung erfahren. Dass sie ein Erfolg wurden, ist ihm zuzuschreiben. Seit Beginn unserer Zusammenarbeit hat sich seine Sachkenntnis im Verlagsgeschäft als unschätzbar erwiesen. Er kennt und versteht Autoren, weiß um ihre Nöte und Eigenarten und wie viel ihr Streben nach Vollkommenheit ihnen abverlangt. Sein Verständnis und Einfühlungsvermögen sind mir Hilfe und Ansporn gewesen.

Nicht zuletzt möchte ich auch meinem Mann Wess danken. Stets ist er der Erste, der meine Bücher liest. Er ist großartig in seiner Herangehensweise und ich verlasse mich unbesehen auf sein Urteilsvermögen und seine kritische Hilfestellung.

Ammit, die Verschlingerin

Sie ist die Verschlingerin, Fresserin der Toten, Seelenverschlingerin, Geschöpf der Unterwelt – Krokodilkopf, Vorderleib eines Löwen, Hinterteil eines Nilpferds. Selbst der berühmte Blutsäufer fürchtet sie. Ammit, die Verschlingerin, hockt neben der Waage, auf der Anubis das Herz des Toten gegen die Feder der Maat aufwiegt. Thot, Osiris und der Rat der Götter schauen zu, greifen aber nicht ein. Der Waagebalken neigt sich, die Schale mit der Feder steigt. Der Kehle des Toten, der an der Waage steht, entringt sich ein Aufschrei. Geifer läuft der Verschlingerin aus dem Maul, sie stemmt sich auf die Hinterläufe und springt. Die langen, mit gelben Zähnen besetzten Kiefer schnappen zu, packen erst das Herz und dann den Toten. Knochen knacken, Fleisch wird zerfetzt, und Ammit, die Verschlingerin, vollstreckt die Strafe, die über alle Missetäter verhängt ist – die Auslöschung. Die Götter wenden sich ab und blicken zum Portal, durch welches der Nächste kommen wird. Der Frevler von eben ist vergessen. Doch Ammit reckt den Krokodilkopf und lauscht auf die gepeinigten Seelen dort droben in der Welt der Lebenden. Der einen Qual wird zu der anderen Lust. Ammit, die Seelenfresserin, Verschlingerin der Schatten, schwingt den Kopf herum, dem Geruch frischen Fleisches entgegen. Wieder verspürt sie Hunger.

Kapitel 1

Memphis, im Jahr Fünf der Regentschaft des Pharaos Tutanchamun

Sie konnte die Finsternis riechen. Nacht im Lande der Lebenden war eine erbärmliche Nachahmung des pechschwarzen Nichts, das sonst ihr Lager umgab. Doch sie roch die Finsternis. Sie hob die knöcherne lang gestreckte Schnauze, sog die Mischung der Gerüche ein – Wasser des Nils, Schlamm und Unrat von den Docks nebenan, Gestank von Müllhaufen, in den sich Fischgeruch mischte, und der Qualm von Tausenden verlöschenden Herdfeuern.

Flötentöne drangen an ihr Ohr, Gekreisch und trunkenes Gelächter vom Bierhaus. Ruckartig flog die Schnauze herum. Eine Klaue kratzte an der Mauer aus Lehmziegeln, die Krallen lang und gebogen, geschliffen und scharf wie das Messer eines Chirurgen. Dann nahte sich jemand mit Licht und die Unsichtbare schlängelte sich in den Schatten der Gasse. Ein paar Lebende erschienen.

Augen und dolchscharfe Pupillen beobachteten die Fremden. Sie zuckte zusammen bei dem Geschwätz voller kehliger Laute. Es waren Fremdländische – in stinkenden, dreckigen Wollumhängen –, sie rochen nach Bier und nach Sex. Sie trugen eine Fackel, die ihr Auge blendete, torkelten an ihr vorbei, schwenkten in die breite Straße ein und verschwanden.

Sie schnaubte, um den Gestank loszuwerden, und wandte sich wieder dem Bierhaus auf der anderen Straßenseite zu. Einer der hölzernen Fensterläden war verzogen und hing schief in den Angeln. Licht drang nach draußen und warf unscharfe Streifen auf die gestampfte Erde. Eine größere Gruppe schob sich aus der Schenke, stritt sich, johlte, wiegte sich im Takt eines Seemannslieds. Es waren Männer von den Docks. Wen interessierten die schon? Bedeutungsloses Volk.

Sie grunzte vor Ungeduld; in der Unterwelt empfand sie dergleichen nie. Schon seit der Abenddämmerung war der elende Wicht im Bierhaus. Sie lehnte sich gegen die Mauer mit dem bröckligen Putz, scheuerte sich die Lenden an der rauen Fläche und rieb mit ihrer groben Schwarte noch mehr von dem Putz ab. Ringsumher zog wieder Ruhe ein, und das Licht in der Taverne wurde schwächer; offensichtlich löschte man die Lampen. Nur in der Ferne im Palastbereich kläffte ein Hund, und noch weiter weg, draußen in der Westlichen Wüste, dem Land der Toten, jaulten und heulten Hyänen.

Die brüchige Holztür der Taverne schlug noch einmal auf. Sie richtete ein gelbes Auge darauf und erblickte endlich den Übeltäter. Klein war der von Statur, wie es sich gehörte für einen von seinem Stand unter den Lebenden. Ein einfacher Bauer mit rissiger, sonnenverbrannter Haut, schmutzigen Plattfüßen und drei schadhafte Zähne. Das war er, der sich in so niederträchtiger Weise vergangen hatte, dass von den Unteren der Schrei nach Gerechtigkeit zu ihr gedrungen war.

Wieder sog sie die Luft ein, und der Geruch eines verrotteten Ka, der Seele des Schurken, stieg ihr in die Nüstern. Der Bauer kam auf sie zu. Er würde die Gasse

hinuntergehen, vorbei an den Tavernen und Bierhäusern bis zum Dock, wo er seinen Kahn gelassen hatte. Als er sich ihr mit unsicheren Schritten näherte, durchschoss sie ein Machtgelüst, in das sich Vorfreude auf die Gewalttat mengte. Es brodelte in ihrem Inneren wie dräuende Gewitterwolken.

Tief in die Dunkelheit drückte sie sich und hockte sich auf die Hinterläufe. Sie horchte auf den schwerfälligen, unregelmäßigen Tritt; der Bauer kam näher. Und über dem Geräusch seiner Schritte hörte sie, worauf sie den ganzen Abend gewartet hatte. Das ständige, dumpfe Poch, Poch, Poch. Die Stimme des Herzens. Die wurde immer lauter, reizte sie, stachelte sie an, drang ihr in den Kopf und donnerte gegen die niedrige Schädeldecke. In dem Moment, als dieses pochende Geräusch drohte, ihr den Kopf zu zersprengen, sprang sie aus der Finsternis und landete mit einem Satz hinter dem Bauern.

Der drehte sich um und schwankte, mit offenem Mund, die Augen weit aufgerissen. Ihm blieb nur Zeit für einen heiseren Schrei. Da versetzte sie ihm mit ihrer Pranke einen Hieb auf den Schädel. Der Mann flog rücklings und schlug auf den harten Boden. Kaum lag er flach auf der Erde, da warf sie sich auf ihn, der Vorderlauf holte aus, die Krallen weit gespreizt. Sie fuhren durch die Luft, gruben sich ins Fleisch, schlitzten dem Bauern die Kehle auf. Sie zog die Pranke zurück und schüttelte mit geübter Bewegung Blut und Fleischfetzen ab. Ihr Opfer gab gurgelnde Laute von sich und starrte in das lange, mit gelben Reißzähnen besetzte Maul. Sie wartete auf den letzten Atemzug. Als der dem Körper entwichen war, beugte sie sich noch einmal über den Kerl – um das zu tun, was ihm beschieden war, wozu sie existierte, was rechtens war, was dieser Schuft verdiente.

Kysen verließ sein Schlafgemach und ging hinüber zur Halle im Goldenen Haus, dem Stammsitz seiner Familie in Memphis. Es dämmerte bereits, und die Ermattung, die er spürte, saß ihm in den Gliedern, schwer wie ein gesättigter Geier. Nach der Unterredung mit Meren, seinem Vater, hatte ihn Angst beschlichen und hämmerte in seinem Innern im Takt seines Herzschlags. In der Nacht hatte er nur wenige Stunden geschlafen. Meren war eines der Augen und Ohren des Pharao, vertrauter Berater und Mittler des Lebenden Gottes, des Pharao Tutanchamun. Doch selbst jemand, der so privilegiert war wie Meren, durfte es nicht wagen, die Todesumstände einer Königin zu ergründen, wollte er nicht sein Leben riskieren.

Kysens Gedankenfluss stand mit einem Schlage still, als er sich ausmalte, wie ungeheuer groß das Risiko war, das sein Vater auf sich nehmen wollte. Fast wäre er durch die halb geöffnete Tür gestolpert, konnte sich gerade noch mit der Hand gegen das polierte, mit Elektrum eingefasste Zedernholz abstützen, und trat ein. Die Pracht, mit der die Halle ausgestattet war, rief immer wieder Erinnerungen an seine Kindheit wach, bevor Meren ihn adoptiert hatte; das waren Erinnerungen an kahle Wände, dürftiges Mobiliar, an Armseligkeit selbst im Geistigen und an vollends freudlose Jahre.

Schlanke Säulen strebten zur Decke, grün, blau und golden bemalt; im Licht der Ölleuchten schimmerten Schränke, Regale und Truhen aus dunkelstem Ebenholz, deren Kanten mit Blattgold abgesetzt waren. Auf dem Podest des Hausherrn stand seines Vaters Armsessel mit den elegant geschwungenen Ebenholzbeinen, die in Löwentatzen

mit goldbemalten Krallen endeten. In die mit Blattgold ausgelegten geschlossenen Seiten des Sessels waren Jagdszenen eingraviert.

Kysen ging zu seinen Schwestern hinüber und seine schwermütigen Erinnerungen wurden von neuer Sorge verdrängt. Schon früh am Morgen hatte er nach Meren Ausschau gehalten, ihn aber nirgendwo aufspüren können. Wenn sein Vater nicht bei Bener und Isis war – Gedanken an Hofintrigen drängten sich ihm auf. Feinde hatte sich Meren genug gemacht, während er Jung-Pharao beschützt und aufgezogen hatte.

Fort mit euch, Gedanken – ermattet seid ihr und verworren. Noch gibt es nichts zu befürchten. Meren hat ja gar nicht begonnen, sich mit dem Tod der Königin Nofretete zu befassen.

Erregte Stimmen lenkten ihn ab. Bener und Isis saßen bei ihrem Frühstück aus Brotfladen, Feigen und Gerstenbrei und stritten sich. Bener kaute an einem Stück Brot, während sie auf einem Fetzen schon einmal benutzten Papyrus' eine Liste zusammenstellte. Sie schaute auf und lächelte ihren Bruder an, bevor sie Isis antwortete.

»Du bist zu jung. Nicht mal ganz vierzehn.«

»Ich bin nicht zu jung. Du bist bloß eifersüchtig. Fürst Reschep ist der ansehnlichste Mann bei Hofe und dich hat er nicht einmal eines Blickes gewürdigt.«

Bener schrieb noch ein Wort in ihrer zierlichen Schrift, betrachtete es nachdenklich und erwiderte ruhig: »Wie sollte er auch, schließlich sind wir uns noch nie begegnet.«

»Ist mir völlig egal, was ...«

»Habt ihr Vater gesehen?«, fiel ihr Kysen ins Wort, ehe sie ihre Schwester weiter reizen konnte.

»Heute Morgen noch nicht«, sagte Bener und schrieb einen weiteren Posten auf ihre Liste. »Hast du gewusst, dass der Hausvorsteher Wassermelonen von einem Straßenhändler gekauft hat?«

»Nein«, erwiderte Kysen ungeduldig und war schon im Gehen.

»Im Küchengarten wachsen haufenweise Melonen.«

»Wahrscheinlich verbrauchen wir mehr, als wir selber ernten«, warf Kysen zurück, ohne sich umzudrehen.

Bener wurde lauter. »Das stimmt nicht. Verdammt noch mal, Ky, wer hat die Rechnungen geprüft, als wir auf dem Lande waren?«

»Weiß ich nicht«, rief er.

»Dann kümmerge dich drum!«

Er gab keine Antwort. Sich mit Bener auf einen Streit einzulassen und darauf zu bestehen, dass solche lachhaften Sachen nicht wichtig seien, führte zu nichts. Sie würde ihn widerlegen und ihm beweisen, warum gerade Wassermelonen ungemein wichtig wären. Mit wohlbegründeten Argumenten würde sie ihre Behauptung untermauern und er käme sich am Ende wie ein Narr vor. In den paar Monaten, in denen sie sich nicht gesehen hatten, war Bener eine junge Frau geworden, und er hatte inzwischen gelernt, sich nicht mit ihr anzulegen. In zu vielen Dingen hatte sie recht gehabt, sogar bei dem Mord vor einigen Wochen. Sie war es, die herausbekommen hatte, wer der Täter gewesen war. Ihr gegenüber musste er seine Gefühlsaufwallungen im Zaum halten. Bener spürte sofort, wenn ihn etwas bedrückte und wollte es dann genau wissen. War

ihre Wissbegier erst einmal geweckt, ließ sie nicht locker, und sie zu belügen, war ihm zuwider.

Wo war Meren? Kysen blickte in die Amtsstube des Hausherrn, den Raum der Schreiber, die Bibliothek und selbst in einige Vorratskammern. Aber er traf nur Diener, Sklaven und den alten Hapu an, den Hausverwahrer. Schließlich dämmerte ihm, dass er bloß seine Zeit vertrödelte. Er stieg die Treppe hoch, die im Innern des Hauses aufs Dach führte. Aus dem Schatten des reich geschnitzten Vordachs trat er an die Brüstung, die ihm bis zur Hüfte reichte. Er zwang sich zur Ruhe. Bei seinem Umherschauen war er immer schneller gegangen und die Stufen war er geradezu hochgerannt.

Er musste sich völlig gelassen geben. Seinem Vater so erregt und aufgewühlt zu begegnen, war sinnlos. Meren würde es ihm ansehen, in seiner unnachahmlichen, würdevollen Art nur missbilligend eine Augenbraue hochziehen und mit ihm erst reden, wenn er sich beruhigt hatte.

Der junge Mann ging zur Ostseite des Dachs hinüber, blieb stehen und suchte seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, hielt Ausschau nach etwas, das Frieden bot. Wie immer wurde er beim Blick über die Landschaft von Ehrfurcht ergriffen. Jenseits des dunklen Bandes des Nils war sonnengedörrtes schwarzes Schwemmland, das fruchtbare, Leben spendende Land. Dahinter folgten die Dörfer auf dem Ostufer und dann die rötlichen und gelblichen Töne der Wüste.

Ra, in seiner Sonnenbarke, näherte sich dem Horizont der Welt der Lebenden, übergoss Ägypten mit seinem goldfarbenen Licht. Und rundum lag Memphis, die größte der Städte Ägyptens, die Stadt des Ptah, des Schöpfergottes, der in seinem aus Steinblöcken errichteten, goldgeschmückten Tempel residierte; Memphis, die Stadt der Paläste, nicht einmal übertroffen vom reichen und mächtigen Babylon, die Stadt der fürstlichen Wohnstätten und des weitgespannten Fernhandels.

Kysen wandte sich um. Jenseits der schützenden Mauern, die das Goldene Haus umgaben, befand sich die andere, sogar noch größere Stadt, das Memphis der Toten. Im Westen, so weit das Auge reichte, standen flussauf und flussab die längst aufgegebenen Grabmale, dem Verfall überlassene Totentempel, verwitterte und zerbröckelnde Monumente, welche die Altvorderen errichtet hatten. Den Sterbepomp der Könige, Königinnen und Edlen hatten sie bewahren sollen, deren Namen sich nicht einmal im Gedächtnis der Nachfahren erhalten hatten. Neue Friedhöfe verdrängten die Grablegen der Alten. Doch auch die noch unvollendeten Grabstätten für die Großen bei Hofe, für General Haremhab etwa, nahmen sich wie umhertollende Kinder aus, die sich an die Beine der Stärkeren, Weiseren, Älteren klammerten.

Sonnengott Ra stieg höher und es verschlug Kysen den Atem. Seine Strahlen trafen auf die breiten polierten Flächen der Giganten von Memphis – der Pyramiden. Missmutig atmete er hörbar aus, verärgert, dass er sich so nichtig vorkam angesichts des Schauspiels, das sich vor ihm entfaltete. Trotz der Entfernung ragten die steinernen Dreiecke monumental in den Himmel, wuchsen zum Greifen nahe aus dem Wüstenboden. So gewaltig erhoben sie sich in die Höhe und bedeckten eine so immense Fläche, dass in all den Jahrhunderten, die seither verflossen waren, nichts ihnen Ebenbürtiges erbaut worden war.

Zehn Jahre war es nun her, seit der Vater ihn adoptiert hatte. Acht war Kysen damals, als er seinem leiblichen Vater fortgenommen wurde, der ihn nur immer prügelte. Ungeachtet all der Jahre hatte er sich in Memphis nicht einleben können. »Ort der Weißen Mauern« hieß die königliche Stadt nach den mächtigen Schutzwällen aus Lehmziegeln, die Palast und Tempel gleichermaßen umschlossen. Ihre Größe und Erhabenheit waren ihm fremd geblieben. Wie hätte er sich auch daran gewöhnen sollen, war er doch der Sohn eines einfachen Handwerkers, eines Zimmermanns unter den Erbauern der Grabstätten in Theben.

Kysen zog tief die noch kühle Morgenluft ein. Bald würde der heiße Atem Ras sie in die Gluthitze eines Brennofens verwandeln. Ein letztes Mal blickte er hinüber zu den Pyramiden, zu den mauerbewehrten Siedlungen und Tempeln. Armselig nahmen sich diese Häuser der Lebenden aus im Vergleich zu den Bauwerken der Vergangenheit. Dann wandte er sich dem Goldenen Haus und seiner Umgebung zu.

Er beugte sich vor und schaute über die weiße Umfassungsmauer, die in einiger Entfernung vom Haupthaus stand. Dahinter befand sich Merens Privatgarten. Er hätte es sich denken können. Unter einer Palme stand dort – still wie das Wasser im Marschland des Deltas – eine hochgewachsene, schlanke Gestalt mit blütenweißem Schurz und einem durchscheinenden Obergewand, das von einem mit Juwelen besetzten Gürtel zusammengehalten wurde.

Kysen hielt die Hände zu einem Schalltrichter geformt vor den Mund und stieß den kurzen, heiseren Schrei eines Panthers aus. Sofort drehte sich Meren um und sah nach oben. Kysen grüßte ihn und Meren nickte und schritt langsam auf das Gartentor zu. Kysen würde ihn auf dem Dach erwarten, denn in letzter Zeit hatte Meren niemand in seinem Garten empfangen wollen.

Er beobachtete, wie sein Vater über den geräumigen Hof schritt, und musste daran denken, was ihn bewegt hatte, als er das erste Mal hierher kam. Für das prächtigste Haus hatte er es gehalten, das je gebaut worden war, und für das größte. Seine Ausmaße setzten ihn selbst heute noch in Erstaunen, obwohl er inzwischen bei Hofzeremonien die verschiedenen Paläste des Pharaos kennengelernt hatte.

Wie war es zu erklären, dass Meren ihn adoptiert hatte, ihn als erstgeborenen Sohn in ein Haus aufgenommen hatte, das dem Pharaos fast gleichkam? Das Anwesen hatte beträchtliche Ausmaße, angefangen mit der von Säulen getragenen Veranda, die das Haupthaus umgab, bis hin zu den fünf Teichen und dem Schutzgürtel aus Palmen, Sykomoren und Akazien und all den prunkvollen Ausstattungen in den Räumlichkeiten. Als er zum ersten Mal durch das hohe Haupttor gegangen war, hatte er die Familienkapelle für das eigentliche Haus gehalten.

Verglichen mit dem Goldenen Haus war die Kapelle natürlich klein, doch war sie unendlich größer als die enge Behausung, in der er aufgewachsen war. Und das Goldene Haus war ihm wie eine kleine Stadt vorgekommen mit all den Kornspeichern, Ställen, Quartieren der Diener und Wagenlenker und einem Brunnen mit einer steinernen Wendeltreppe, die bis zum Wasserspiegel reichte. Jahre hatte er gebraucht, bis er sich mit seinem neuen Leben angefreundet hatte, Jahre, bis er die Prügel vergaß, Jahre, bis er an die Liebe glaubte, die ihm Meren so freimütig bot.

Inzwischen war er von ihr überzeugt. Jetzt erwiderte er diese Liebe, und genau sie war der Grund für seine Angst und Sorge. Meren hatte herausgefunden, dass Pharaos Schwägerin, die große und einflussreiche Nofretete, nicht an einer grassierenden Krankheit gestorben war, wie man bislang annahm, sondern dass man sie vergiftet hatte. Dieses Verbrechen war vor einer Reihe von Jahren geschehen – noch bevor der Ketzerkönig Echnaton, Nofretetes Gemahl, gestorben war – und hatte sich in Amarna, Echnatons neu erbauter Stadt »Horizont des Aton« zugetragen. Doch die dafür Verantwortlichen hatten den Aufruhr überlebt, der nach dem Tod ihres Ketzerkönigs ausbrach. Einer von ihnen hatte erst vor Kurzem Meren gebeichtet, dass er die Königin vergiftet hatte, und war prompt ermordet worden.

Jung wie er war, hatte Kysen doch Erfahrung genug, um zu wissen, dass es mehrerer Personen bedurfte, ein solches Verbrechen zu planen. Der Mörder war nicht mächtig genug gewesen, um die Tötung der Großen Königlichen Gemahlin anzuordnen. Wer auch immer diesen Befehl gegeben hatte, er konnte noch am Leben sein. Seit Wochen waren sich er und Meren dieser Möglichkeit bewusst. Doch Kysen beunruhigte es, dass sein Vater zunehmend angespannt, verschlossen und argwöhnisch wirkte, seit er wusste, dass ein Geheimnis Nofretetes Tod umgab. Er jonglierte nicht einmal mehr, ein Vergnügen, das er sich in seinen Privatgemächern gönnte, denn ein hoher Würdenträger konnte sich nicht dabei sehen lassen, wenn er wie ein gemeiner Taschenspieler bunte Lederbälle in die Luft warf.

Auf Kysens Stirn bildeten sich Falten, er umklammerte die Kante der Brüstung und hörte seine Herzschläge in den Ohren pochen. Er hatte erlebt, was denen geschah, die so töricht waren, sich in geheime Niederträchtigkeiten einzulassen oder sie gar anzustiften. Deutlich trat ihm die Szene am Nil vor Augen, die er hatte mit ansehen müssen. Ein Mann war am Ufer ins Stolpern geraten. Eine lange, dunkle Schnauze schoss aus dem Wasser, die starren Kiefer klappten auf und schnappten zu, als die strauchelnde Gestalt einen Satz vorwärts machte. Lange elfenbeinfarbene Zähne drangen ins Fleisch ein; dann schob sich das mächtige Geschöpf rasch zurück ins Wasser und schleifte den Mann mit, der, von Schmerz und Entsetzen gepeinigt, unaufhörlich brüllte. Bald stieß das Opfer nur noch kurze Schreie aus. Selbst als es unter die Wogen gezogen wurde, drang sein Aufschrei noch aus dem blau-schwarzen Wasser.

»Ky?«

Er zuckte zusammen, drehte sich mit einem Ruck um, holte tief Luft, war zum Kampf bereit. Sein Blick fiel auf einen Mann, den das neugeborene Sonnenlicht umfloss – scharfkantig die Kinnladen, glatt das schwarze Haar, muskulös der Körper in hauchdünnem Leinengewand.

»Vater«, sagte Kysen und versuchte, die Lippen zu einem Lächeln zu verziehen.

Meren durchschaute das Spiel. »Was ist los mit dir?«

»Nichts. Ich war nur in Gedanken versunken – musste an den Mann denken, der bei unserem Landhaus vom Krokodil gefressen wurde.«

Meren ging hinüber zur Brüstung, an der Kysen stand, stützte sich gegen die Mauer und sah in die Ferne. Einige Augenblicke schwiegen beide, waren fasziniert von den Pyramiden, deren polierte Kalksteinflächen im Sonnenlicht wie weiße Flammen loderten.

Verstohlen betrachtete Kysen seinen Vater; der strahlte eine Ruhe aus, als wäre nicht das Geringste zu befürchten.

»Du scheinst immer noch besorgt.« Meren sagte es mit der Unbekümmertheit eines sich in der Sonne rekelnden Löwen.

Kysen versuchte der Gemütsruhe seines Vaters mit einem spöttischen Ton zu begegnen. »I wo, besorgt doch nicht.« Dann sah er ihn fast vorwurfsvoll an. »Besorgt würde ich es nicht nennen – schreckliche Angst habe ich.«

»Ich werde mich schon vorsehen.«

»Der Mörder der Königin hat sich auch vorgesehen, und nun ist er tot. Die Große Königliche Gemahlin war einflussreich und klug, auch sie hat sich vorgesehen, und doch kam sie um.«

Meren rückte von der Mauer ab und schlenderte hinüber in den Schatten einer uralten Sykomore, deren Zweige sich über das Dach neigten. Der Wind fuhr in sein leichtes Gewand, schlang es ihm um die Beine und zerzauste sein Haar. Noch war er ohne die zeremonielle Perücke und hatte auch nicht den Juwelenschmuck angelegt, der einem von seinem Rang zustand. So zeichneten sich deutlich die langen Muskelstränge in Nacken, Schultern und Armen ab, die straff blieben durch stundenlanges Üben mit Krummschwert und Dolch und noch längerem Drill auf dem Streitwagen mit Bogen und Speer. Meren wandte sich zu Kysen um, sein Gesicht war ernst.

»Eine Königin zu töten ist eine verruchte Tat; das verstößt gegen die vorgegebene Ordnung der Welt, verstößt gegen die Göttin Maat, gegen das allwaltende Gesetz, das die Harmonie in der Welt bewirkt und das Leben in der Waage hält, so wie es die Götter geschaffen haben.«

»Menschen werden doch jeden Tag getötet«, warf Kysen hin.

»Nicht Königinnen!«

Meren sagte es laut, sodass die Vögel erschreckt aus der Sykomore aufflogen. Als Kysen ihn verwundert anblickte, schwieg er einen Moment, kreuzte die Fäuste auf dem Rücken und fuhr fort: »Lassen wir mal die hehren Grundsätze beiseite, die ich dich gelehrt habe, Ky. Wer immer den Auftrag gab, die Königin zu töten, muss eine beachtliche Stellung bei Hofe gehabt haben. Jemand, der so mächtig war, hat womöglich die Verfolgungen überlebt, denen alle ausgesetzt waren, die dem Ketzer anhängen und ihm Beihilfe leisteten bei seinem Vorgehen gegen die alten Götter. Und höchstwahrscheinlich geht diese Person noch bei Hofe um – oder zumindest in unmittelbarer Nähe.«

»Aber jetzt dienen wir doch dem Goldenen auf dem Thron«, erwiderte Kysen.

»Tutanchamun, möge ihm Leben, Gesundheit und Reichtum beschieden sein, gewinnt an Macht von Tag zu Tag. Pharaos sind die großen Götter gnädig, beim Volk ist er beliebt. Was nützt es, dein Leben aufs Spiel zu setzen, wenn Nofretete längst tot ist?«

Meren ging auf Kysen zu, blieb eine Armlänge von ihm entfernt stehen und stemmte die Fäuste in die Seiten. »Du weißt sehr wohl, warum ich ihn finden muss, diesen Mörder der Königin. Wenn er es gewagt hat, eine Große Königliche Gemahlin zu töten, ist er auch zu einer noch größeren Untat fähig. So ein Verbrecher könnte es sogar wagen, einen Pharaos zu ermorden.« Meren neigte leicht den Kopf und schaute seinen Sohn durchdringend an. »Seit Jahren durchläufst du die hohe Schule, um als Auge und Ohr des

Pharao zu dienen. Was macht dich jetzt so besorgt? Worin besteht unsere Aufgabe? Wir dringen in gefährliche Geheimbünde ein, entdecken Verstöße und Übergriffe; wir schirmen und verteidigen den König.«

»Natürlich weiß ich das«, entgegnete Kysen. Er trat dicht an seinen Vater heran, senkte die Stimme und sprach eindringlicher: »Aber irgendwas ist anders. Du bist verändert. Ich merke das deinen Augen an, in der Art, wie du dich abkapselst und wie du ins Leere starrst. Man hat immer den Eindruck, du siehst etwas so Schreckliches, dass du deinen Blick nicht davon losreißen kannst.« Dann flüsterte er nur noch. »Ich habe erlebt, wie du um mich gebangt hast, um meine Schwestern, um Pharao. Aber jetzt bangst du nicht um jemand. Du fürchtest dich vor jemand oder vor irgendetwas, du fürchtest dich so davor, dass du nicht einmal darüber sprechen magst, aus Angst, dass dann dieses rätselhaft Schreckgespenst Gewalt über dich bekommt. Es scheint, du befürchtest, dass schon, wenn du über das Böse, das dich quält, sprichst, es auf uns losgelassen wäre und uns unwiderstehlich vernichten würde.«

Kysen beobachtete Meren. Während er redete, hatten dessen Gesichtszüge die Maske des Diplomaten, des Hofbeamten, der Verstellung angenommen. Kysen war öfter Zeuge dieses Vorgangs gewesen, wenn der Vater zum Beispiel in ein Komplott gegen einen anderen Adligen gezogen werden sollte oder wenn er Verdächtige auszuforschen hatte, die man beschuldigte, sich an den Kornkammern des Königs zu bereichern oder gar Pharaos Tod zu planen. Seinem Sohn gegenüber hatte Meren diese Maske nie angelegt, und als er es jetzt tat, lief es Kysen eiskalt den Rücken hinunter. Kysen war anzumerken, wie verletzt und bestürzt er war, denn Meren wandte sich ab, senkte einen Augenblick den Kopf, blickte ihn dann an und schaute nicht mehr so kalt und gefasst drein.

»Tut mir leid«, sagte Meren, »nicht du bist der Feind.«

Kysen atmete erleichtert auf. »Dann lässt du davon ab, dieser längst vergangenen Schandtats nachzuspüren.«

»Nein.«

»Aber ...«

»Genug davon!« Meren schloss kurz die Augen und sagte schließlich: »Ich habe die Steuerrollen durchsehen lassen und bin auf Königin Nofretetes Leibköchin gestoßen. Sie und ihr Mann haben sich auf einen Bauernhof im Süden zurückgezogen. Dort werde ich mit unseren Nachforschungen anfangen.«

»Und was wird Pharao dazu sagen, dass du den Hof verlässt, um eine einfache Köchin aufzusuchen?«, fragte Kysen und hob die Hände.

»Ich gehe als ein gewöhnlicher Schreiber.« Meren drohte mit dem Finger. »Keine Widerrede. Du wirst zu beschäftigt sein, um dir meinetwegen Sorgen zu machen. Du wirst dich unter deinen Freunden in den Hafenkneipen und Bierhäusern umtun. Stöbere diese Frau auf, Ese heißt sie, stimmt's? Mach Ese ausfindig und frage sie über die Zeit aus, als der Ketzler herrschte. Wie du das anstellen musst, brauche ich dir nicht zu erklären.«

»Ese betreibt eine Taverne. Was soll die schon wissen über die Gemahlin eines lebenden Gottes?«

Nun war Meren an der Reihe, tief einzuatmen, nur tat er es mit der Miene des leidgeprüften Geduldigen. »Du weißt so gut wie ich, dass gewöhnliche Sterbliche oft viel

früher über unaussprechliche Vergehen im Bilde sind als königliche Minister. Ich werde mich in wenigen Tagen auf den Weg machen. Und du, mein Sohn, wirst tun, was ich verlange. Und lass von diesem närrischen Verdacht ab, dass ich dir etwas verberge.«

Mit zusammengepressten Lippen nickte Kysen; er hatte Mühe, nicht aufzubegehren, und schickte sich nur widerwillig drein.

Meren sah ihn argwöhnisch an. »Das ist mein voller Ernst, Ky.«

»Ja, Vater.«

»Und deine Besorgnis ist völlig grundlos.«

»Gut, Vater. Wenn du das sagst, dann ist es so.«

Merens prüfendem Blick hielt er ruhig stand. Er wusste, dass der hohe Würdenträger bald wieder von seinen Aufgaben als Auge und Ohr des Pharaos in Anspruch genommen sein würde. Dann würde er gewisse Maßnahmen ergreifen müssen, ohne seinen Vater um Zustimmung oder Rat zu fragen.

Die Söhne Ägyptens traten in die Fußstapfen ihrer Väter. Sie gehorchten oder wurden dazu gebracht. Kysen war sich im Klaren, dass Meren von ihm nichts anderes erwartete. Er hatte Jahre gebraucht, um Meren ganz zu verstehen, doch dann hatte er begriffen, dass sein Vater ein Mann mit großem Urteilsvermögen war und Autorität besaß.

Sobald Meren begann, über die Dinge zu reden, die am heutigen Tage zu erledigen waren, gingen Kysens Gedanken auf Wanderschaft. Anders als sein leiblicher Vater hatte Meren nie die Hand gegen ihn erhoben. Jedermann gehorchte Meren. Nie würde seinem Vater in den Sinn kommen, dass das anders sein könnte. Diese Haltung, so hatte Kysen herausgefunden, war eine wesentliche Quelle der Macht, die ein großer Mann ausübte. Wichtiger war vielleicht noch die Tatsache, dass Meren, wenn es ihm beliebte, Strafen verhängen konnte, welche weit schlimmer waren als die, auf die sein elender leiblicher Vater verfiel.

Kysen erinnerte sich daran, dass er vor Jahren mit Bener Granatäpfel aus der Küche gestohlen hatte. Meren hatte ihn dafür die endlosen Lehren des weisen Ptahhotep fünfmal abschreiben lassen. Kysen war es vorgekommen, als hätte er fünftausend Abschriften machen müssen. Die Finger hatte er sich wund geschrieben bei dieser entsetzlich langweiligen Arbeit. Aber geschlagen hatte ihn Meren nie. Kysen würde ihn mit seinem Leben verteidigen, sollte Meren jemals in Gefahr geraten.

»Hörst du mir überhaupt zu, Ky?«

Kysen blinzelte kurz. »Ja, natürlich, Vater.« Zum ersten Mal seit zwei Tagen lächelte er wieder. »Ich musste gerade daran denken, wie Bener und ich immer Granatäpfel mausten.«

Meren grünte. »Ich muss dir da was gestehen«, sagte er. »Manchmal habe ich den Dienern bedeutet, sie sollen euch gewähren lassen und mir nichts sagen.«

»Bei allen Göttern, das hast du getan? Warum denn?«

Meren schüttelte den Kopf und sagte mit sanfter Stimme: »Mitunter braucht ein Kind die Freiheit, auch mal ein bisschen ungehorsam zu sein.«

Verwundert betrachtete Kysen seinen Vater, der auf die Teiche und Gärten schaute, die zum Goldenen Haus gehörten. Dann seufzte er hörbar auf. »Wir erhalten Besuch.«

»Von wem?«, fragte Meren.

Kysen wies auf einen ebenholzschwarzen Nubier, der den kurzen Schurz der Soldaten trug und dicke goldene Arm- und Fußreifen hatte. In der Hand hielt er einen Speer. Wie ein Koloss schritt er gewichtig über den Vorhof. Karoya gehörte zur königlichen Leibwache, war Mitglied einer auserwählten und von Geheimnissen umgebenen Truppe. Karoya war einer der wenigen, die niemandem unterstanden, nicht einmal Meren oder dem Großwesir Eje. Er war Leibwächter des Goldenen Horus, des Lebenden Gottes, des Beherrschers des Reichs, des Pharao Tutanchamun, der vierzehn Jahre alt war.